

Teil I

Wandel der Problembeschreibungen und Problemlösungsstrategien

Kapitel 1 **Von einstmals intakten erzieherischen Verhältnissen zur „Erziehungskatastrophe“ der Gegenwart? Brauchen Kinder heute wieder mehr Erziehung, Disziplin und Gehorsam?**

1 Die mediale Darstellung der gegenwärtigen erzieherischen Lage

In den letzten Jahren fegt ein strenger Wind durch die deutsche Erziehungslandschaft. Allenthalben werden in den öffentlichen Debatten zum Thema Erziehung düstere kulturkritische Niedergangsszenarien ausgebreitet und beschwörende Forderungen nach einer Rückkehr zu mehr Strenge, Autorität und Disziplin erhoben. Die heutigen Kinder und Jugendlichen werden dabei oft ziemlich pauschal in ein recht schlechtes Licht gestellt. Sie seien zu großen Teilen unreif, aufsässig, tyrannisch, verwehrlos, verhaltensgestört, mediensüchtig, gewaltbereit ..., ihnen mangele es an traditionellen Tugenden wie Selbstdisziplin, Zurückhaltung, Leistungsbereitschaft, Verlässlichkeit, Engagement, Empathie ... Die empirischen Belege dafür, dass die behaupteten Negativtrends tatsächlich zutreffen, sind dabei freilich meist ebenso dürftig wie die Begründungen dafür, warum und inwiefern die geforderten „härteren Gangarten“ in der Erziehung die Dinge zum Besseren wenden könnten.

Dabei stellt sich die Frage, ob die Journalisten und die Bestsellerautoren hier eine verbreitete Stimmung, ein unterschwellig gärendes Unbehagen, eine echte Sorge, die in der breiten Bevölkerung vorhanden ist, aufgreifen und in Titeln, Reportagen und Talkshows zur Sprache bringen, oder ob es umgekehrt so ist, dass die stets primär auf Schlagzeilen, auf Unheil und Skandal fokussierten Medien ihrerseits hier zunächst ein Thema besetzen und entsprechend überzogene Vorstellungen, Deutungen und Forderungen dann in die Köpfe der Menschen transportieren. Vermutlich handelt es sich um einen wechselseitigen Prozess mit einer entsprechenden Steigerungsdynamik.

Fragt man den Mann, die Frau auf der Straße, so gibt es jedenfalls kaum einen Zweifel daran, dass die heutigen Kinder mehr Erziehung, mehr Grenzen, mehr Disziplin bräuchten. Infratest hat im Auftrag des Spiegels im Juli 2005 (also noch vor der Bueb-Debatte) 1000 Personen die Frage vorgelegt: „Erziehen Eltern ihre Kinder im Großen und Ganzen zu autoritär, oder lassen sie ihren Kindern zu viel Freiraum?“ Nur 5 % der Befragten waren der Meinung, dass Eltern heute eher zu autoritär erzögen, 13 % hatten keine Meinung oder hielten das Verhältnis für genau richtig. Aber

82 % waren der Meinung, dass heutige Eltern ihren Kindern zu viel Freiraum lassen (TNS Infratest, Juli 2005).

Orientiert man sich an den breitenwirksamen erziehungsorientierten Fernsehformaten, dann gibt es auch hier keinen Zweifel. Die Supernanny rückt in der Regel aus, um mittels klarer Regeln und Rollenanweisungen Struktur und Ordnung in chaotische Familienverhältnisse zu bringen und erreicht damit hohe Einschaltquoten. In einer Big-Brother-Variante werden Teenager, die „außer Kontrolle“ geraten sind, in ein Erziehungscamp in die Wüste von Utah verfrachtet, in dem strenge Disziplin, Autorität, Härte und Unterwerfung unter ein rigides Regelsystem herrschen – zur Resozialisierung der Jugendlichen einerseits und zur voyeuristischen Unterhaltung des heimischen Publikums andererseits. In einem ähnlichen Format mit dem Titel „Die strengsten Eltern der Welt“ werden aufsässige Teenager aus Deutschland für eine Woche zu besonders strengen deutschen Emigrantenfamilien in Alaska, Argentinien, Australien oder sonst wo auf der Welt verfrachtet und in der fremden Umgebung dann gefilmt. Der entsprechende „Suchaufruf“ an deutschsprachige Auswandererfamilien in aller Welt, den man im Internet finden kann, macht auf interessante Art und Weise das „Konzept“ der Produzenten – und damit das Zuschauerinteresse, auf das mit dieser Sendung geschield wird, deutlich. Zugleich auch die Machart solcher „Dokumentationen“:

„Liebe Familien,

Für ein TV-Projekt suchen wir weltweit nach deutschsprachigen Familien, die Lust hätten zwei deutsche Teenager für 7 Tage bei sich aufzunehmen und in ihren Alltag zu integrieren. Sie sollten selbst auch ein Teenager-Kind haben. Die deutschen Teenies sind typisch pubertierende Jugendliche, die respektlos sind, sich nicht an die Regeln der Eltern halten, nur vor dem Computer sitzen, sich nicht an vorgegebene Zeiten halten, etc.

Innerhalb der Doku wird das Ganze ungefähr so vonstatten gehen: Die Eltern der Teenies schlagen die Hände über dem Kopf zusammen und sind am Ende ihres Lateins. Die Kinder werden in die große weite Welt geschickt, in eine deutschsprachige Familie, in der Regeln, Werte, Religion, Ordnung, Pünktlichkeit, Erziehung, etc. eine sehr wichtige und große Rolle spielen. Die Teenies sollen sich nun für sieben Tage anpassen und am Ende des Tages natürlich auch mit mehr Einsehen und Verständnis in ihre eigenen Familien zurückkehren.“

(<http://wiredern.eu/forum/die-strengsten-eltern-der-welt-tvdoku-sucht-familie.html> 4. 4. 2009)

Auch die populären abendlichen Talkshows haben das Erziehungsthema in letzter Zeit häufiger aufgegriffen etwa unter Titeln wie: „Starke Hand gesucht?“ am 18. 9. 2008 bei Maybrit Illner, „Kinder Tyrannen, Eltern Weicheier – Fehlt die harte Hand?“ am 3. 3. 2009 bei Sandra Maischberger, „Die Kindergangster – Harte Hand statt sanfter Worte“ am 5. 4. 2009 bei Anne Will, „Jugend außer Rand und Band“ am 8. 6. 2009 bei Reinhold Beckmann, „Kinder verzogen, Eltern Versager“ am 10. 11. 2009 bei Sandra Maischberger oder „Halt's Maul, Alter! Eltern am Rande des Nervenzusammenbruchs?“ am 9. 2. 2010 bei Sandra Maischberger.

Fragt man die diversen „Erziehungsexperten“ der schreibenden Zunft, die sich in den letzten Jahren mit mehr oder weniger inhaltvollen Analysen der erzieherischen Lage in Deutschland und mit entsprechenden Empfehlungen zur Behebung der Missstände zu Wort gemeldet haben (und die deshalb als Gäste gern in die oben genannten Talkshows eingeladen werden), dann gibt es ebenfalls kaum einen Zweifel. Dort ist von einer „Elternkatastrophe“ (Gaschke 2001), einer „Erziehungskatastrophe“ (Gaschke 2002), einem „Erziehungsnotstand“ (Gerster/Nürnberger 2001), einer „Erziehungsvergessenheit“ (Ahrbeck 2004) die Rede. Es wird das „Lob der Disziplin“ gesungen und mehr Autorität eingefordert (Bueb 2006) bzw. „Die Abschaffung der Kindheit“ durch eine zu partnerschaftliche Haltung der Eltern beklagt, die zur Folge habe, dass Kinder zu Tyrannen werden (Winterhoff 2008, 2009).

Kann es also noch irgendeinen Zweifel geben, wenn sich der „Mann auf der Straße“, die Experten im Fernsehen und die pädagogischen Bestsellerautoren in der Beurteilung der pädagogischen Lage der Gegenwart so einig sind? Macht es Sinn, sich gegen diesen pädagogischen Zeitgeist zu stemmen, wenn dieser mehr oder weniger unisono die Rückkehr zu mehr Strenge und zu „Zucht und Ordnung“ fordert? Ich will es dennoch versuchen und im Folgenden einige Anmerkungen, Zweifel, Rückfragen und Differenzierungen bezüglich der derzeit so verbreiteten Behauptungen vom Erziehungsnotstand und von der dringlichen Notwendigkeit, von mehr Autorität und Disziplin formulieren.

2 Wellen der Erziehungskritik

Der erzieherische Zeitgeist ist wetterwendisch und hat seine eigenen Gezeiten. Warum welche erzieherische Grundüberzeugungen zu bestimmten Zeiten besondere Zustimmung beim Publikum finden, ist meist nicht recht auszumachen. In der Regel hat dieser erzieherische Zeitgeist wenig mit klaren empirischen Erkenntnissen – weder bezüglich der Ursachen der beschriebenen pädagogischen Krisenszenarien noch bezüglich der zu erwartenden Folgen der empfohlenen „neuen“, „besseren“ Erziehungshaltungen und -maßnahmen zu tun. Er hat nicht einmal viel mit den maßgeblichen Strömungen und Entwicklungen innerhalb der Erziehungswissenschaft selbst zu tun, sondern eher mit atmosphärischen Verschiebungen in der gesellschaftlichen Großwetterlage.

In der Regel kommen Erziehungskritik und Kulturkritik als siamesische Zwillinge daher. Einerseits wird die kritisierte zu lasche, liberale, freiheitliche bzw. die zu harte, strenge, disziplinierte Erziehung als Ausdruck gesellschaftlicher Degenerations- und Desorientierungstendenzen bzw. eben als Ausdruck totalitärer Strukturen, autoritärer Gesinnung, patriarchaler Mentalität gebrandmarkt. Andererseits wird damit gleichzeitig die Hoffnung beschworen, mit einer veränderten Erziehung – und d. h., je nachdem, mit einer strikteren, wieder stärker auf Disziplin, Ordnung und Gehorsam setzenden bzw. einer freiheitlicheren, stärker auf Selbstbestimmung, Diskussion und Konsens setzenden Erziehung – könne gleichzeitig auch

ein bedeutsamer Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft im erwünschten Sinne geleistet werden.

Derzeit erleben wir offenbar wieder einen Umschwung des Pendels in Richtung auf den „autoritären Pol“. Solche Pendelbewegungen gab es in den letzten Jahrzehnten häufiger. Die antiautoritäre Bewegung der '68er brachte eine massive Kritik der bisherigen traditionellen Erziehungsvorstellungen, die von selbstverständlichen Gehorsamsforderungen, von Unterwerfungsritualen und Strafpraktiken durchdrungen war und bei der die Sekundärtugenden eine große Rolle spielten, mit sich. Diese wurde nun als eine „Erziehung zur Diktatur“ (Bott 1970) gebrandmarkt. Das Buch von Neill über seine Schule in Summerhill, das schon lange vorher weitgehend unbeachtet auf dem deutschen Buchmarkt erhältlich war, wurde unter dem neuen Titel „Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung“ und getragen vom 68er Zeitgeist plötzlich zum pädagogischen Bestseller (Neill 1969, 2004⁴⁶).

Als Gegentendenz gegen die in den 1970er Jahren tatsächlich stattfindenden Liberalisierungs-, Emanzipations- und Egalisierungsbestrebungen in der Pädagogik gab es dann 1978 die Thesen des Forums „Mut zur Erziehung“, die unter anderem von Hermann Lübke, Robert Spaemann und Golo Mann unterstützt wurden, welche die verderbliche Wirkung der antiautoritären und emanzipatorischen Erziehungslehren verurteilten und die alte erzieherische Ordnung wieder herstellen wollten. In diesen Thesen heißt es unter anderem: „Wir wenden uns gegen den Irrtum, die Tugenden des Fleißes, der Disziplin und der Ordnung seien pädagogisch obsolet geworden, weil sie sich als politisch mißbrauchbar erwiesen haben. In Wahrheit sind diese Tugenden unter allen politischen Umständen nötig. Denn ihre Nötigkeit ist nicht system-spezifisch, sondern human begründet“ (Forum Mut zur Erziehung 1978).

Anfang der 1980er Jahre formierte sich eine „antipädagogische“ Bewegung und erreichte erstaunliche Aufmerksamkeit beim pädagogisch interessierten Publikum. Erziehung, also die grundsätzliche Ambition, andere Menschen in der Entwicklung ihrer psychischen Dispositionen in bestimmte Richtungen beeinflussen, lenken oder formen zu wollen, wurde insgesamt als sittlich nicht zu rechtfertigende Machtausübung und Manipulation der Erwachsenen zurückgewiesen und durch ein egalitäres Konzept der „Freundschaft mit Kindern“ (v. Schönebeck 1982) ersetzt. In Alice Millers Schriften, die um diese Zeit hohe Auflagen erreichten, wurde diese radikale Erziehungskritik psychoanalytisch unterfüttert. In ihrem Buch „Am Anfang war Erziehung“ (dessen Titel durchaus ja in dem Sinne zu lesen ist: am Anfang aller menschlichen Tragödien aller Unheils- und Leidensgeschichten, stand eine Erziehung, die zu entsprechenden psychischen Deformationen der Subjekte geführt hat), heißt es in einer Kapitelüberschrift unmissverständlich: „Erzieher – nicht Kinder – brauchen die Pädagogik“ (Miller 1980, S. 117) und dort stellt sie ferner klar, dass sich ihre antipädagogische Haltung nicht gegen eine bestimmte Art von Erziehung, sondern gegen Erziehung überhaupt“ wende (ebd., S. 118). Eine ganze Reihe von besorgten und besonnenen Erziehungswissenschaftlern hat damals die antipädagogische Herausforderung angenommen und in wichtigen Büchern versucht, die Ungereimtheiten der antipädagogischen Position aufzuzeigen (Winkler 1982), den guten Sinn von Erziehung zu verteidigen (Flitner 1982) und die Vergesslichkeit be-

züglich der kulturellen Zusammenhänge aller Erziehung, die der antipädagogischen Position zugrunde liegt, aufzuweisen (Mollenhauer 1983).

Anfang der 1990er Jahre, als eine ganze Reihe von rechtsradikalen fremdenfeindlichen Gewalttaten die Republik erschütterten, kam im Feuilleton plötzlich die These auf, dass diese Phänomene als die späte Folge antiautoritärer Erziehungskritik verstanden werden müssten. Claus Leggewie veröffentlichte 1993 in der ZEIT ein „Plädoyer eines Antiautoritären für Autorität“ und fragte darin: „Ist der Rechtsradikalismus dieser Tage vielleicht auch, vielleicht sogar vorrangig ein Erziehungsproblem, genauer: ein Resultat der Abwesenheit von Erziehung, von Autorität und Tugend?“ (Leggewie 1996, S. 217). Selbstkritisch bekennt er als Angehöriger der antiautoritären Protestgeneration: „Wir haben nur abgeräumt, zu wenig an die Stelle gesetzt“ (ebd., S. 221).

Autoren wie Brumlik (1996) und v. Hentig (1993) haben damals diesen Deutungen und Schuldzuweisungen öffentlich widersprochen und eine genauere empirische Analyse der typischen Herkunftsmilieus jener gewaltbereiten rechtsradikalen Jugendlichen zeigte rasch, dass die These, dass diese vorrangig aus besonders liberalen, vom „Geist von '68“ infizierten Familienmilieus stammten, kaum haltbar war.

In jüngster Zeit nun hat Bernhard Bueb mit seinem Buch „Lob der Disziplin“ (2006) wieder einmal eine entsprechende Debatte losgetreten. Auch darin überlagern sich wiederum, auf typische Weise, Kultur- und Erziehungskritik. Erstaunlich an der neuerlichen Debatte ist weder die Prägnanz der Thesen, noch die Stringenz der Argumentation, noch die Originalität der Forderungen in Buebs Buch. Erstaunlich ist vor allem, dass dieses Buch in dieser Zeit einen solchen Zuspruch beim Publikum findet. Dieses verblüffende Resonanzphänomen hat dann wiederum Brumlik und seine Mitstreiter zu einem Gegenbuch herausgefordert, das nur wenige Monate nach dem Erscheinen von Buebs Buch, unter dem Titel „Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb“, veröffentlicht wurde (Brumlik 2007).

In allerjüngster Zeit schließlich hat Michael Winterhoff mit seinen Büchern „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ (2008) und „Tyrannen müssen nicht sein. Warum Erziehung allein nicht reicht“ (2009), die Bestsellerlisten mit seinen durchaus problematischen Thesen gestürmt. Die großen Wochenmagazine wie Focus, Stern und Spiegel haben seinen Deutungen und Forderungen daraufhin breiten Raum gewidmet und die Bild-Zeitung hat ihm gar eine eigene Erziehungskolumne eingeräumt.

3 Schwierigkeiten mit dem „rechten Maß“

Für das, was Kinder in ihrer Entwicklung an Erziehung, Grenzsetzung und Disziplin bzw. an Freiheit, Toleranz und Spielraum „brauchen“, lassen sich nicht wie etwa bei Kohlehydraten und Eiweißen, Vitaminen und Spurenelementen in der Ernährung „objektiv richtige“ Bedarfsmaße mit wissenschaftlicher Präzision festlegen (in welcher „Messeinheit“ und auf welcher „Skala“ sollte man entsprechende Richtlinien

auch angeben?). Die Vorstellungen vom „Richtigen“, „Angemessenen“, „Notwendigen“ gehen in dieser Beziehung von Kultur zu Kultur, von Epoche zu Epoche beträchtlich auseinander. Diese Vorstellungen haben natürlich auch stets etwas mit den jeweiligen normativen Leitbildern vom „wohlerzogenen Kind“ und mit den vorherrschenden Vorstellungen vom Generationenverhältnis bzw. vom „Generationsgefälle“ zu tun, damit, welches Maß an Respekt, Gehorsam, Unterwürfigkeit die ältere Generation von der jüngeren zu erwarten hat bzw. welches Maß an Gleichrangigkeit, Wechselseitigkeit, Partnerschaftlichkeit in diesem Verhältnis herrschen soll.

Der oben geschilderte kurze historische Abriss zeigt, dass der erzieherische Zeitgeist seine eigenen Schwankungen und „Konjunkturzyklen“ hat. Es ist dabei auch kaum anzunehmen, dass diese Pendelausschläge sich einfach asymptotisch nach und nach einem Grenzwert der „wirklich wahren, richtigen Erziehung“ annähern. Auch die Rede vom „goldenen Mittelweg“ ist, so beliebt sie ist, hier nicht wirklich hilfreich, weil eben auch hier wiederum nicht so ohne weiteres auszumachen ist, wo dieser verläuft, und welches Verhalten im konkreten erzieherischen Konflikt dieser vermeintlichen Ideallinie entspricht.

Die Suchmaschine Google ist ein ganz interessanter Gradmesser dafür, welche Begriffe, Formeln, Topoi im öffentlichen Diskurs derzeit welche Rolle spielen. Die plakative Formel „Kinder brauchen Grenzen“ bringt es dort aktuell auf 21 900 Eintragungen und ist damit einsamer Rekordhalter. Die Formel „Kinder brauchen Regeln“ bzw. „Kinder brauchen Disziplin“ bringen es auf 2220 bzw. 1070 Treffer. Demgegenüber erbringen die konträren/komplementären (und sicherlich ebenso richtigen) Formeln „Kinder brauchen Freiheit“ und „Kinder brauchen Freiraum“ nur ganze 414 bzw. 513 Nennungen. Was sagt uns dies über den derzeitigen erzieherischen Zeitgeist? Da ich schon beim „Googlen“ bin, schaue ich auch noch weitere Wortkombinationen nach: Die Formel „Kinder brauchen Liebe“, die ja auch einem sehr populären Buchtitel Bettelheims entspricht, bringt es auf immerhin 12 800 Eintragungen. „Kinder brauchen Zuwendung“ dagegen nur auf 688, und „Kinder brauchen Respekt“ kommt auf ganze 172 Treffer. Die Forderungen, dass Kinder „Verlässlichkeit“ bzw. „stabile Beziehungen“ bräuchten, sind mit 153 bzw. 8 Nennungen noch schwächer vertreten (Suche vom 9. 9. 2008).

Gerade die Formel „Kinder brauchen Grenzen“ ist derzeit also sehr angesagt. Sie wird gewissermaßen von allen pädagogischen Spatzen von den Dächern gepfiffen. Ich habe bei Amazon insgesamt 21 Buchtitel gezählt, die diese Formel im Titel in irgendeiner Form variieren. Was stört mich an dieser gängigen Formel? Was macht mein Unbehagen daran aus, wo ich doch keineswegs bestreiten will, dass es im alltäglichen Umgang mit Kindern immer wieder Situationen gibt, in denen das Verhalten der Kinder eingeschränkt, in denen bestimmte Handlungen unterbunden, bestimmte Vorhaben untersagt, bestimmte Dinge gefordert werden müssen? – Es ist wohl zum einen dies, dass mit dieser Formel diese Einschränkungen, die sich ja unter anderem auch aus dem Ordnungs-, Ruhe- und Sicherheitsbedürfnissen und aus den Grenzen der Gelassenheit, Spontaneität und Chaostoleranz der Erwachsenen ergeben, so umstandslos zu quasi anthropologischen Grundbedürfnissen der Kin-

der umgedeutet werden. Zum anderen aber auch dies, dass diese Formel letztendlich eine Leerformel ist, weil mit ihr eben noch gar nichts darüber ausgesagt ist, wo genau jene beschworenen Grenzen liegen, auf deren Einhaltung zu achten ist, was also gerade noch akzeptiert werden und was nicht mehr toleriert werden kann. Die Formel sagt auch nichts darüber aus, wie und mit welchen Mitteln Grenzziehungen durchgesetzt werden sollen und was bei Nichteinhaltung der gezogenen Grenzen zu tun ist. Sie liefert lediglich eine allgemeine pauschale, pseudoanthropologische Legitimationsbasis für beliebige Einschränkungen des kindlichen Handlungsspielraums. Selbst wenn ich das Maß des täglichen Fernsehkonsums oder das Spektrum der tolerierten Computerspiele bei meinen Kindern einschränke – was ich durchaus für sinnvoll erachte – dann tue ich dies ja nicht deshalb, um einem vermeintlich allgemeinen, anthropologisch bedingten „Grenzsetzungsbedürfnis“ meiner Kinder zu entsprechen, sondern weil ich eben der Meinung bin, dass zu viel vor dem Bildschirm verbrachte Zeit und zu viel Geballer dort ihrer Entwicklung wenig förderlich ist.

4 Widersprüche und Ungereimtheiten in den aktuellen Klagen

Bei genauer Betrachtung erweisen sich die Klagen über das gegenwärtig vorherrschende erzieherische Fehlverhalten der Eltern als erstaunlich widersprüchlich. Es fehlen in der Regel notwendige schicht- und lebenslagenspezifische Differenzierungen, es fehlt überhaupt die empirische Basis auf der die Einschätzungen über das Ausmaß und die Veränderungen des elterlichen „Fehlverhaltens“ getroffen werden könnten. In recht pauschaler Form wird zum Beispiel immer wieder der angebliche Rückzug der Eltern aus der Erziehungsverantwortung beklagt. So erläutert etwa Bernd Ahrbeck gleich im ersten Absatz seines Buches „Kinder brauchen Erziehung – Die vergessene pädagogische Verantwortung“ (Ahrbeck 2004) den Begriff „Erziehungsvergessenheit“ als Grundkonzept, der dem ganzen Buch zugrunde liegt. „Er beinhaltet, dass zunehmend mehr Eltern Erziehungsaufgaben nicht mehr ausreichend wahrnehmen, mitunter die Erziehung ihrer Kinder sogar gänzlich verweigern. Es geht hier nicht nur um gescheiterte Erziehungsversuche, sondern darum, dass Erziehung an sich unterbleibt. Eltern verzichten auf Erziehung, weil sie von ihrer Notwendigkeit nicht mehr überzeugt sind“ (Ahrbeck 2004, S. 7). Weiterhin ist dann gar von „Erziehungssabotage“ die Rede.

Ob die Aufmerksamkeit, die Zuwendung, die Nachdenklichkeit, die Verantwortlichkeit im Hinblick auf die Kinder in früheren Zeiten im Durchschnitt tatsächlich größer war, daran darf freilich durchaus gezweifelt werden. Bekannt ist ja die Ariès-These, dass die mittelalterliche Gesellschaft kein Bewusstsein der kindlichen Besonderheit und mithin „kein Verhältnis zur Kindheit“ (Ariès 1975, S. 209) hatte. Aber auch in einer historischen Ausführung über die Kindheit im 18. und 19. Jahrhundert heißt es: „Das Aufziehen der Kinder erfolgte ‚nebenbei‘ ... von einer auf bewußten Grundsätzen beruhenden Erziehung konnte in der Regel keine Rede sein ... Härte

zeigten die Eltern vor allem, wenn es darum ging, die Kinder zur Arbeit anzuhalten ... hatten die Kinder ihre Arbeit getan, so fehlte den Eltern gewöhnlich sowohl Zeit als Neigung, sie zu beaufsichtigen und anzuleiten; die Kinder waren weitgehend sich selbst überlassen“ (Schlumbohm 1983, S. 67 f.).

Elisabeth Beck-Gernsheim, sicherlich eine gute Kennerin der historischen Entwicklungen im Bereich der Familienbeziehungen spricht denn auch von der „optimalen Förderung“ als einem historisch relativ jungen „Gebot der Moderne“. In diesem Sinn schreibt sie: „Die Familie steht heute unter einem *Erziehungsdruck*, der historisch seinesgleichen sucht. Das Kind, einst ein Geschenk Gottes, manchmal auch eine unerwünschte Last, ist heute den Eltern/den Müttern vor allem: ‚ein schwieriges Behandlungsobjekt‘“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 173). Um diese kulturelle Bedeutungsaufwertung und Intensivierung der Erziehung zu beschreiben, ist dann in der Literatur unter anderem auch von der „Verwissenschaftlichung der Kindheit“, der „Inszenierung der Kindheit“, der „Pädagogisierung der Kindheit“ oder der „Therapeutisierung der Kindheit“ die Rede.

Dass dies die Beziehung der Eltern zu den Kindern nicht unberührt lässt, liegt auf der Hand: „Das Gebot der ‚optimalen Förderung‘, das moderne Eltern von allen Seiten umgibt, verändert tiefgreifend den alltäglichen Umgang mit Kindern. Ob Baden und Füttern, ob Spielen und Streicheln und Schmusen – alles soll, über den unmittelbaren Anlaß hinaus, noch einen höheren Zweck verfolgen. Alles wird zur Lernveranstaltung definiert und soll der Förderung dienen, sprich: Kreativität stimulieren, Entwicklungsimpulse verschaffen, Lernanreize liefern ...“ (ebd., S. 173).

Und wenn die Eltern sich dann diesem Gebot beugen, sich nach Kräften um optimale Förderung aller Potenziale bemühen, vielleicht gar noch entsprechende Möglichkeiten auf dem inzwischen reichhaltigen Markt der kinderkulturellen Angebote nutzen, dann sitzen sie gleich wieder in der Falle. Dann gibt es wiederum die Kritiker, die den „Förderwahn“ moderner Eltern beklagen, die vom „gehetzten Kind“ (Elkind 1991), vom „Freizeitstress“ oder vom „Kursunwesen“ sprechen, wie etwa Ullrike Zöllner: „Kinderstreß, Unruhe, unechte Betriebsamkeit sind Folgen des modernen Kurs(un)wesens. ... Kurse begleiten das Kind in allen Lebensstufen: Vom Mutter-Kind-Turnen über Spielgruppen, Malen für Vorschulkinder und Theaterspielen arbeitet es sich vor bis zu den Musik-, Sprach- und Sportlektionen ...“ (Zöllner 1994, S. 61).

Wie immer man es macht, als Eltern, so scheint es, man macht es falsch! Es findet sich stets eine kritische Position, die einem daraus einen Vorwurf dreht. Natürlich gibt es all dies: Eltern die ihre Kinder misshandeln, Eltern, die ihre Kinder aus Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Lieblosigkeit vernachlässigen und verwahrlosen lassen, Eltern die ihre Kinder aus narzisstischen Motiven mit unsinnigen Fördermaßnahmen und unangemessenen Leistungserwartungen überfordern, Eltern, die jegliches Eigeninteresse zurückstellen und sich auf unangemessene Art und Weise von ihren Kindern tyrannisieren lassen... Aber es gibt kaum gesicherte Daten darüber, ob und inwiefern diese Varianten des „elterlichen Fehlverhaltens“ tatsächlich in den letzten Jahren zugenommen haben. Als gesichert kann freilich gelten, dass es historisch noch nie zuvor eine so große Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse,

Interessen, Sichtweisen von Kindern gegeben hat, noch nie eine solche Flut an entsprechenden „erziehungsrelevanten“ Informationen, an Ratgebern, Broschüren, Fernsehsendungen, Internetseiten, noch nie eine solche Breite an Förder- und Freizeitangeboten für Kinder und noch nie eine solche Dichte an Servicestellen für Eltern in Erziehungsnöten. Der Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers bringt die paradoxe Situation folgendermaßen auf den Punkt: „Noch nie ist so viel für Kinder getan worden wie heute, was zugleich bedeutet, dass die Problemsensibilität zunimmt und die öffentliche Besorgnis wächst, ohne dabei eine einheitlich schlechte Wirklichkeit vor Augen zu haben. Keine Erziehungswirklichkeit genügt den pädagogischen Ansprüchen ...“ (Oelkers 2004, S. 117).

5 „Verlust der natürlichen Ordnung“ oder „Emanzipation der Kinder und Jugendlichen“?

Es hat in Deutschland im Eltern-Kind-Verhältnis in den letzten 50 Jahren einen deutlichen Wandel hinsichtlich der leitenden erzieherischen Wertorientierungen bei den Eltern und von einer eher autoritären Befehls- und Gehorsamsbeziehung, hin zu Verhandlungsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern gegeben. Die 68er-Bewegung hat daran sicherlich auch einen gewissen Anteil. Diese Veränderungsprozesse brauchen jedoch nicht als „Erziehungskatastrophe“ und als Verlust einer vermeintlich „natürlichen Ordnung“ beklagt zu werden, sondern sie können durchaus auch als ein Stück Emanzipation der Kinder- und Jugendlichen begrüßt werden. Dass sie zu einem generellen Rückzug der Eltern aus der Erziehungsverantwortung geführt hätten, ist ebenso unzutreffend wie die These, dass diese Prozesse zu einer generellen Respektlosigkeit der Kinder gegenüber den Eltern geführt habe. Sie haben jedoch dazu geführt, dass die Erziehungsaufgabe anspruchsvoller, komplexer, unübersichtlicher geworden ist.

Die Haupttendenz der Veränderung der Erziehungsmentalität kann darin gesehen werden, dass heutige Eltern der pädagogischen Zielkategorie „Selbständigkeit“ eine immer größere Bedeutung zumessen (vgl. Göppel 2007). Die Bedeutungszunahme dieser Zielkategorie in den erzieherischen Leitvorstellungen der Eltern, ist auch empirisch relativ gut belegt. So wurden etwa im Rahmen von Emnid-Untersuchungen repräsentativen Stichproben der Bevölkerung über die Jahre hinweg immer wieder die folgende Frage vorgelegt: „Auf welche Eigenschaften sollte die Erziehung der Kinder vor allem hinzielen: Gehorsam und Unterordnung, Ordnungsliebe und Fleiß oder Selbständigkeit und freien Willen?“ Während sich dabei für die Zielkategorie „Gehorsam und Unterordnung“ in den Jahren von 1951 bis 1990 ein Rückgang von 25 % auf 9 % der Nennungen ergab und während die Nennungen für die Zielkategorie „Ordnungsliebe und Fleiß“ ziemlich konstant um die 40 % herum schwankten, hat die Zielkategorie „Selbständigkeit und freier Wille“ in dieser Zeit mit einer Zunahme von 28 auf fast 70 % einen erstaunlichen Zuwachs vorzuweisen.

In der neueren Kindheitsforschung wird dieser Wandel im Generationenverhältnis unter den Stichworten „von der Erziehung zur Beziehung“ bzw. „Vom Befehlen

und Gehorchen zum Verhandeln“ (Büchner 1995) thematisiert. Fend hat die anspruchsvolle Herausforderung, die damit für heutige Eltern entsteht, auf folgende Formel gebracht: „Kinder zu erziehen, die aus freien Stücken und innerer Selbstständigkeit ordnungsliebend und fleißig sind, dies scheint die schwierige Erziehungsaufgabe zu sein, die sich Eltern heute stellen“ (Fend 1988, S. 115).

An zwei kleinen Episoden soll diese Verschiebung, die hier stattgefunden hat, illustriert werden: In einer autobiographischen Passage beschreibt Bernhard Bueb den Erziehungsstil seiner Mutter folgendermaßen: *„Ich bin in der frühen Nachkriegszeit groß geworden. Wenn ich damals auf Anweisungen meiner Mutter mit ‚warum‘ reagierte, erhielt ich zur Antwort: ‚darum‘. Wenn ich noch einmal widersprach, hieß es ‚jetzt werd‘ nicht frech!‘ Ihre Reaktionen waren herrlich irrational. Sie signalisierte schon durch ihre Wortwahl, dass sie nicht geneigt war, ihre Anweisungen zu begründen. ... Meine Mutter hat das einzig Richtige getan, sie hat in Fragen täglicher Ordnung und Disziplin keine Widerrede und schon gar keine Diskussion zugelassen. Es war damals unnötig, die Ordnungsprobleme im Alltag zu diskutieren, und es ist heute unnötig. Einer auf Autorität beruhenden Pädagogik der frühen Nachkriegszeit folgte nach 1968 die Neigung, Erziehung bis in die letzten Winkel des Kinderzimmers zu demokratisieren. Das Gespräch, die Verabredung, die Vereinbarung und die Diskussion bilden seither das Fundament der Erziehung“* (Bueb 2006, S. 80).

Zu welch „desaströsen Folgen“ diese Demokratisierung dann eine Generation später geführt hat, kann man auf humorvolle Art in dem „kleinen Erziehungsberater“ von Axel Hacke nachlesen:

Einer Leserbriefschreiberin, die ihm aufgrund seiner Schilderungen aus seinem Familienalltag mangelnde Autorität vorwirft, antwortet er beispielsweise: *„Sie scheinen mich für einen Waschlappen zu halten. Ich fürchte, mein Sohn hält mich für einen autoritären Knochen, weil ich ihn heute wieder unter groben Drohungen zum Zähneputzen gezwungen habe. Kinder nehmen ja ohne Debatte nichts mehr hin. Ich ziehe eine Grenze nach der anderen, aber die Kinder akzeptieren sie einfach nicht. Eigentlich prima, solche Kinder. Sie sind nur etwas anstrengend“*. Und er kommt dann zu folgendem allgemeinen Fazit der Erziehungssituation heutiger Eltern: *„Wir stehen bis zum Hals in Verwirrung. Aber hilflos sind wir nicht. Wir haben kein richtiges pädagogisches Rezept. Wer hat das schon in diesen Zeiten? Es gab Elterngenerationen, die wußten genau, worin Erziehung zu bestehen habe. Die hatten Konzepte – ich weiß bloß nicht, ob es die richtigen waren. Wir hingegen sind nicht autoritär. Wir sind auch nicht anti-autoritär. Wir wurschteln uns so durch“* (Hacke 1992, S. 79 f.).

Bueb dürfte sich wahrscheinlich bei der Lektüre des Hacke-Büchleins in seinem Urteil bestätigt fühlen. Dennoch ist dieses Urteil keineswegs zwingend. Hacke selbst bringt ja mit dem Satz: *„Eigentlich prima, solche Kinder. Sie sind nur etwas anstrengend“*, durchaus seine heimliche Bewunderung für die Eigenständigkeit seiner Kinder auf den Punkt. Dass die heutigen Kinder- und Jugendlichen ihren Eltern bisweilen das Leben schwerer machen, weil sie anspruchsvoller, selbstbewusster, fordernder und weniger selbstverständlich brav, zurückhaltend und gehorsam sind als Kinder früherer Generationen, mag durchaus zutreffen. Darin liegt aber eben auch ein Zugewinn an Angstfreiheit, Kritikfähigkeit und Lockerheit im Umgang